

Die promovierte Putzfrau oder Von der Pflege der Kulturgüter

Daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind, stimmt so nicht mehr. Leider! Für Kunsthistoriker, wie wohl auch für das Gros der Geisteswissenschaftler, gilt nunmehr generell, daß es ohnehin keine Herrenjahre mehr gibt. Hervorragende Studienabschlüsse oder gar exzellente Promotionen ändern daran auch nichts. Im Gegenteil. Im Berliner Kunsthandel, sowohl am feinen Ende des Kurfürstendamms als auch im boomenden Galeriekarree rund um den Hackeschen Markt, scheint es bereits seit Jahren als schick zu gelten, das ursprüngliche Aufgabengebiet der Kunstgeschichte, nämlich die Pflege der Kulturgüter, ins allzu Prosaische auszuweiten. Dort werden vorzugsweise Kunsthistorikerinnen, möglichst promoviert, hochmotiviert und mit allerlei Fremdsprachenkenntnissen, in Galerien beschäftigt, wo sie sich eigentlich mit Freude unserer Kunst und Kultur widmen könnten. Die erfolgreiche Geschäftsidee ist jedoch eine andere: Man stelle eine Kunsthistorikerin ein, notabene, zur Vermeidung von Mißverständnissen, wird die zumeist hochqualifizierte Frau selbstredend nicht eingestellt, man ermöglicht der vom

Arbeitsmarkt Frustrierten vielmehr, mal wieder fachspezifisch zu arbeiten. So darf sie sich an allen Nachmittagen von Montag bis Samstag dem Verkauf, der Pressearbeit, der Katalogerstellung, eben allen in einer Galerie anfallenden Arbeiten alleinverantwortlich widmen. Das könnte eine berufliche Herausforderung sein; die Entlohnung von 500 € im Monat ist eine der anderen Art. Man muß es ausschreiben: Der Stundenlohn beträgt 3,67 €! Auch obliegt ihr die regelmäßige Säuberung nicht nur der Galerieräume, sondern auch die der sanitären Anlagen. Das ist wiederum äußerst praktisch, zumal eine professionelle Putzkraft kaum für schlappe 3,67 € Stundenlohn den Wischmob auch nur anblinzeln würde. Daß so der Galeriebetrieb und dessen Reinigung von einer einzigen Person gewährleistet wird, ist ideal – für den Galeristen.

Das Klischee ist tot: Eine Domäne höherer Töchter ist Kunstgeschichte, unser schönes Fach, wahrlich nicht mehr. Doch die Ansprüche von Galeristen an ihre Putzfrauen sind gestiegen.

Lioba Schollmeyer

Kunstgeschichte als Broterwerb. Schlaglichter aus der Beratungstätigkeit für freiberuflich tätige Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker beim VDK

Verschwendung von intellektuellen Ressourcen. »Kunstgeschichte als Beruf«, ja gewiß, aber »Kunstgeschichte zur Bestreitung des Lebensunterhaltes« – bildhaft gesprochen, um sein täglich Brot zu verdienen –, das mutet heute an wie eine Narretei. Gewiß befinden sich jene, die in Museen, im Denkmalschutz oder in den Universitäten als Kunsthistoriker arbeiten, meist in gesicherten Verhältnissen. Doch wie lange noch, und wieviele hochqualifizierte, ausgezeichnet ausgebildete Kolleginnen und Kollegen arbeiten auf dem freien Markt unter den Bedingungen des »Zuwenig-

zum-Leben-und-zuviel-zum-Sterben«? Nicht selten sichert ein Partner, ein wenig Ererbtes oder ein Zuschuß aus dem Umfeld der Familie die Existenz. Es ist zu konstatieren: Der Beruf »Kunsthistoriker« ist mehr denn je ein Luxus, denn er ernährt nur einen Bruchteil derjenigen, die in ihm ausgebildet wurden. Es ist wahrhaftig heutzutage ein hartes Brot, mit Magisterabschluß, Promotion oder Habilitation Geld zu verdienen. Die anspruchsvolle Ausbildung steht in keinem Verhältnis zum Ertrag im späteren Berufsalltag. Gesellschaftspolitisch betrachtet gehören Kunsthistoriker